Die Bestrafung

Erstes Kapitel

Als die Brüder Dukhiram Rui und Chidam Rui morgens mit ihren Sicheln aufbrachen, um auf den Feldern zu arbeiten, stritten ihre Frauen miteinander und schrien sich laut an. Die Nachbarn hatten sich daran gewöhnt, als wäre es Teil der Vielzahl gewöhnlicher Laute und Geräusche, die ihre Umwelt füllten. Wann immer sie das schrille Geschrei der beiden Frauen hörten, murmelten die Nachbarn lediglich: „Es ist wieder so weit." Es war etwas Gewöhnliches und zu Erwartendes. Niemand war besonders neugierig, die Gründe ihrer Streitereien zu erfahren, genauso wie niemand nachfragte, warum die Sonne im Osten aufgeht.

Natürlich ging der ständige Streit ihrer Frauen den Ehegatten mehr zu Herzen als den Nachbarn. Doch sie nahmen es nur als kleine Belästigung wahr. Es war, als fuhren sie gemeinsam die Straße des Lebens in einem Einspänner mit klirrenden, klappernden Radspeichen entlang, angetrieben von einer unbegreifbaren, gnadenlosen Macht. Sorgen machten sie sich eher an den wenigen Tagen, an denen aus ihrem Haus kein Lärm zu hören war und eine mulmige Stille herrschte. Dann entwickelte sich eine schreckliche Vorahnung einer bevorstehenden Gefahr. Was an ausgerechnet diesem Tag dann wirklich passieren würde, konnte niemand ahnen.

Am Abend des schicksalsträchtigen Tages, an dem diese Geschichte beginnt, kehrten die von ihrer Arbeit erschöpften Brüder in ein unheimlich stilles Haus zurück. Die Welt draußen schien den Atem anzuhalten. Am Mittag hatte es einen heftigen Regenguss gegeben, und schwere Wolken bedeckten noch immer den Himmel. Nicht der geringste Wind war zu spüren. Überall ums Haus drängten sich Unkraut und wilde Pflanzen, die in der Regenzeit gediehen. Der üble Geruch der feuchten, faulenden Pflanzen und überschwemmten Jutefelder umgab das Haus wie eine unsichtbare Mauer. Frösche quakten im Tümpel des Milchmanns hinter dem Haus, und das Zirpen der Grillen füllte den bleiernen Abendhimmel.

In der Nähe war der Padma-Fluss vom Regen angeschwollen und nahm unter den geballten Wolken einen düsteren Umriss an. Er hatte die meisten Felder geflutet und war dem Dorf bereits nahe gekommen. Unter einigen Mango- und Jackfruchtbäumen am Rande der Felder war die Erde fortgespült worden. Die freigelegten Wurzeln sahen aus wie knotige Finger, die in der Luft nach einem Halt griffen.

Dukhiram und Chidam hatten an diesem Tag auf dem Anwesen des Großgrundbesitzers nahe seinem Büro gearbeitet. Auf dem Schwemmland am anderen Ufer des Flusses warteten die reifen Reisfelder darauf, vor der Überflutung gemäht zu werden. Für gewöhnlich waren zu dieser Zeit des Jahres alle Landarbeiter mit der Reis- oder Juteernte auf ihren eigenen kleinen und den großen Feldern beschäftigt, doch an diesem Tag waren die Rui-Brüder von den Aufsehern des Großgrundbesitzers auf dessen Anwesen geschleppt worden. Im Gerichtsgebäude tropfte das Wasser von der Decke. Sie mussten das Dach des Gebäudes abdichten und die verrotteten Teile des Zauns ausbessern. Sie hatten den ganzen Tag damit verbracht und konnten zum Mittagessen nicht nach Hause kommen. So hatten sie nur eine Kleinigkeit zu essen bekommen und wurden immer wieder von Regenschauern durchnässt. Für diese Ar-

beit wurden sie schlechter bezahlt als für die Arbeit auf den Feldern und bekamen am Ende statt des fälligen Lohns nur Beschimpfungen und Beleidigungen.

Als die Brüder in der Abenddämmerung über schlammige Pfade und durch regennasse Felder nach Hause gestapft waren, fanden sie die jüngere Frau, Chandara, auf dem Boden der Veranda liegend vor. Ihr Sari war unter ihr ausgebreitet und ihr Gesicht der Wand zugedreht. Wie der Himmel hatte sie am Nachmittag viel geweint und war nun ebenso trübsinnig gestimmt. Radha, die ältere, saß mit langem Gesicht auf der Veranda und schmollte. Ihr anderthalb Jahre alter Sohn hatte ebenfalls geweint, lag nun aber nackt im Hof und schlief. Der hungrige Dukhiram sagte barsch: „Wo ist mein Essen? Gib mir Reis!“

Wie ein Funke, der einen Sack Schießpulver berührt, explodierte Radha und schrie laut: „Wo ist dein Essen? Hast du mir Reis besorgt? Muss ich selbst arbeiten gehen, um Reis zu kaufen?“

Dukiram war nach dem langen Tag voll harter, unterbezahlter Arbeit und Demütigungen hungrig in das finstere und trostlose Haus heimgekehrt, in dem es nichts zu Essen gab. Als er nun zusätzlich die bissigen Bemerkungen seiner Frau ertragen musste, geriet er in Rage. Besonders wegen der letzten Stichelei seiner Frau. Wie ein wilder Tiger schrie er: „Was hast du gesagt?“, und stach ohne zu überlegen mit seiner Sichel auf ihren Kopf ein. Radha sackte neben Chandaras Schoß zusammen und war sofort tot.

„Was hast du getan?“, schrie Chandara und ihr Sari färbte sich rot von Blut. Chidam sprang hinzu und hielt ihr den Mund zu. Dukhiram ließ das Messer fallen und glitt wie betäubt zu Boden, den Kopf in der Hand. Der kleine Junge erwachte und begann voller Angst zu weinen.

Im übrigen Dorf herrschte in diesem Moment vollkommene Ruhe. Die Kuhhirten kehrten mit ihren Tieren zurück. Die Menschen, die auf der anderen Seite des Flusses Reis geerntet hatten, waren bereits in kleinen Booten über den Fluss gekommen. Die meisten hatten mit kleinen Bündeln voll goldenem Reis, die sie als Lohn erhalten hatten und auf ihren Köpfen trugen, ihre Häuser erreicht.

Im Haus der Chakrabartees rauchte Ramlochan genüsslich seine Wasserpfeife, nachdem er zuvor einen Brief bei der Dorfpost abgegeben hatte. Plötzlich erinnerte er sich, dass ihm sein Untermieter Dukhiram noch Geld schuldete und es heute hatte zurückzahlen wollen. Überzeugt davon, dass die Brüder inzwischen von der Arbeit nach Hause zurückgekehrt sein mussten, nahm er seinen Regenschirm, warf sich den Schal über die Schulter und verließ das Haus.

Als er das Haus der Ruis betrat, überkam ihn jedoch ein unangenehmes Gefühl. Er stellte fest, dass keinerlei Lampe brannte. Auf der dunklen Veranda konnte er die Umrisse von drei bis vier Personen ausmachen. Aus einer Ecke der Veranda war hin und wieder gedämpftes Weinen zu hören. Der kleine Junge wollte nach seiner Mutter rufen, aber Chidam hielt ihm den Mund zu. „Dukhi?“, fragte Ramlochan nervös, „bist du zuhause?“

Dukhiram hatte bis zu diesem Zeitpunkt gleich einer Salzsäule bewegungslos auf dem Boden gekauert. Als er nun direkt angesprochen wurde, brach er wie ein kleines, hilfloses Kind in Tränen aus.

Chidam kam schnell von der Veranda auf Herrn Chakrabartee zu. „Sind die Frauen nach dem Gezänk nun ruhiger geworden?“, fragte Chakrabartee. „Wir haben sie den ganzen Tag schreien hören.“

Die ganze Zeit hatte Chidam fieberhaft darüber nachgedacht, was er nun unternehmen sollte. Es schossen ihm allerlei unmögliche Ideen durch den Kopf, und er wusste noch immer nicht, was er machen konnte. Eine Möglichkeit war, die Leiche in der Dunkelheit der Nacht wegzutragen. Mit Besuch hatte er nicht gerechnet. Nun war er vollkommen überrumpelt, und er murmelte vage: „Ja, sie haben sich schrecklich gestritten.“

Ramlochan näherte sich der Veranda weiter und fragte: „Aber warum weint Dukhi denn so?“ Chidam sah in seiner Verzweiflung keinen Ausweg und platzte heraus: „In ihrem Streit hat die jüngere Schwägerin der älteren mit einer Sichel in den Kopf gestochen.“

Manchmal werden in einer brenzligen Situation alle Gedanken ausgesperrt, welchen vielleicht noch schlimmere Probleme folgen könnten, wenn man sich auf eine bestimmte Weise verhält. Alles, woran Chidam in diesem Moment denken konnte, war, wie er die furchtbare Wahrheit verstecken könne, und er dachte nicht daran, dass seine Lüge noch größere Probleme erzeugen könnte. Von den Fragen des Besuchers bedrängt, musste er eine Geschichte erfinden, die irgendwie plausibel schien.

Wie vom Blitz getroffen fragte Ramlochan: „Wie? Was? Was sagst du? Sie ist doch nicht tot?“

„Doch, sie ist tot“, bekannte Chidam und umklammerte bittend Chakrabartees Füße.

Ramlochan wäre am liebsten weggelaufen, doch war das jetzt unmöglich. „Ram, Ram!“ Er besann sich. Er war dem Herzinfarkt nahe, weil er nun vor Gericht als Zeuge erscheinen musste. Chidam hielt noch immer seine Füße umklammert. „Ṭhakur, wie kann ich meine Frau retten?“

Ramlochan war der wichtigste Rechtsbeistand im Dorf. Er dachte kurz nach und sagte: „Nun, es gibt einen Ausweg. Lauf sofort zur Polizeistation und erzähle, dein älterer Bruder Dukhi sei heute Abend nachhause zurückgekehrt und habe nach Reis verlangt. Da das Essen noch nicht zubereitet war, hat er seine Frau erstochen. Ich glaube, so kannst du deine Frau retten.“ Chidam fühlte wie sein Hals trocken wurde. Er erhob sich und murmelte schwach: „Mein Herr, wenn die Frau stirbt, werde ich sicherlich eine neue Frau finden. Aber wenn mein Bruder gehängt wird, habe ich ihn für immer verloren.“ Daran hatte er noch nicht gedacht, als er seine Frau zuvor des Mordes bezichtigte. Er hatte gesprochen ohne nachzudenken, und nun kehrten Verstand und Logik in seine Gedanken zurück, auch um seinen Seelenschmerz in Grenzen zu halten.

Chakrabartee stimmte Chidams Argumenten zu. Er riet ihm: „Unter diesen Umständen erzähle, was sich wirklich zugetragen hat. Man kann nicht jeden retten. Es muss einen Schuldigen geben.“

Nachdem er das gesagt hatte, verließ er so schnell wie möglich das Haus. In Windeseile wurde im Dorf bekannt, dass Chandara im Streit mit einem Messer auf ihre Schwägerin eingestochen und sie umgebracht hatte. Wie nach einem Deichbruch rasch Wasser eindringt

und alles überflutet, war die Polizei zur Stelle. Die Schuldigen und die Unschuldigen hatten gleichermaßen Angst.

Rabindranath Tagore: *Der Ruf der weiten Welt. Erzählungen*, aus dem Bengali von Nirmalendu Sarkar, Draupadi Verlag 2014

Mit freundlicher Genehmigung des Verlages